

MSG Moderne Stadtgeschichte, Bd. 55/1 (2024), 15-28

DOI: 10.60684/msg.v55i1.43

Sebastian Haumann

Paris Lodron Universität Salzburg

<https://orcid.org/0000-0001-8791-243X>

**Stadtgeschichtsforschung und ihre Bürger/innen. Für einen
Perspektivwechsel auf das Demokratisierungspotenzial von Citizen Science**

MSG Moderne Stadtgeschichte

ISSN: 2941-6159 online

<https://moderne-stadtgeschichte.de>

Dieses Werk steht unter der [Lizenz Creative Commons Namensnennung 4.0 International](#).

Bei den Abbildungen sind eingeschränkte Lizenzformen möglich, Weiternutzungsrechte sind gesondert abzuklären.

© Sebastian Haumann 2024



Sebastian Haumann

Stadtgeschichtsforschung und ihre Bürger*innen. Für einen Perspektivwechsel auf das Demokratisierungspotenzial von Citizen Science

The concept of Citizen Science is linked to far-reaching expectations regarding the “democratization” of knowledge production. However, it is questionable who actually participates or is able to participate in the first place. This paper demonstrates how the democratizing effects attributed to Citizen Science can be assessed through the social function of research into the urban past. It explores the question of how people become “citizens” through participation in research into urban history. The first section argues that such participation is intimately linked to processes of social inclusion and exclusion - and that the principles of scientific scholarship play an important role in this. The second section traces the continuities of civic urban history research since the nineteenth century to illustrate how pluralization and professionalization have affected participation. The concluding section derives some programmatic proposals for an urban history that foregrounds the social function of scientific research and thereby contributes to the goal of “democratization” in the sense of broad participation in the production of knowledge.

1. Einleitung, oder: Ein Plädoyer für einen Perspektivwechsel auf „Demokratisierung“

Mit dem Konzept der Citizen Science sind weitreichende Erwartungen an die „Demokratisierung“ der Wissensproduktion verknüpft. Recht allgemein formuliert beispielsweise das aktuelle Weißbuch Citizen Science, der Ansatz könne „eine demokratisierende Wirkung im Sinne von größerer Transparenz, besserer Zugänglichkeit und mehr Mitgestaltung entfalten und eine neue Kultur der Zusammenarbeit etablieren“.¹ Diese Annahme entspricht der zentralen wissenschaftspolitischen Forderung, Forschungsprozesse zu öffnen und dadurch gesellschaftliche Bedürfnisse besser zu berücksichtigen.² Mit diesen Erwartungen

¹ Aletta Bonn u. a., Weißbuch Citizen Science. Strategie 2030 für Deutschland, 2022, S. 53, https://www.buergerschaffenwissen.de/sites/default/files/grid/2022/05/17/220510_Weissbuch_Internet_doppelseitig_klein.pdf [21.04.2024].

² Vgl. Sabine Maasen/Sascha Dickel, Partizipation, Responsivität, Nachhaltigkeit. Zur Realifikation eines neuen Gesellschaftsvertrags, in: Dagmar Simon u. a. (Hrsg.), Handbuch Wis-

an das Demokratisierungspotenzial verbindet sich auch der Anspruch, eine möglichst breite Öffentlichkeit einzubeziehen, um solche Bedürfnisse ebenso repräsentativ in der Forschung abzubilden wie die Diversität der Gesellschaft.³ In der Praxis zeigt sich allerdings, wie schwierig es ist, diesem Anspruch gerecht zu werden.⁴ Eine Gruppe um den Wissenschaftsforscher Bruno Strasser fragte deshalb in einer Kritik an den Demokratisierungsvorstellungen zuge-spitzt: „But who does in fact participate? [...] Does their age, gender, ethnicity, class, and especially educational background, statistically represent that of the ‚people‘, a condition for public participation to fulfill its promises at democra-tizing science? The answer is that nobody really knows“.⁵

Die kritische Reflexion darüber, wer sich überhaupt auf welche Weise an Forschungsprojekten beteiligt oder beteiligen kann, stellt die hohen Erwartungen an das Demokratisierungspotenzial in Frage. Zum einen spiegeln sich darin die von Strasser et alii angesprochenen sozialen Unterschiede. In vielen Fällen kann die Beteiligung an Citizen Science Projekten soziale Ungleichheit repro-duzieren. Zum anderen zeigt sich in der Ausgestaltung von Beteiligungsverfahren entgegen den Versprechungen ein „Zusammenspiel von Einschluss und Ausschluss“.⁶ Denn im Forschungsprozess werden den verschiedenen Akteur*innen bestimmte Rollen mit zum Teil stark eingeschränkten Beteili-gungsmöglichkeiten zugewiesen,⁷ oft ohne dies transparent zu kommunizie-

senschaftspolitik, Wiesbaden 2019, DOI: 10.1007/978-3-658-05677-3; Sven Schade u. a., Ci-tizen Science and Policy, in: Katrin Vohland u. a. (Hrsg.), *The Science of Citizen Science*, Cham 2021, S. 351-371.

³ Vgl. Lucy Danielle Robinson u. a., Ten Principles of Citizen Science, in: Aletta Bonn u. a. (Hrsg.), *Citizen Science. Innovation in Open Science, Society and Policy*, London 2018, S. 27-40, hier S. 33; Carole Paleco u. a., Inclusiveness and Diversity in Citizen Science, in: Vohland u. a., *Science*, S. 261-281.

⁴ Vgl. Kristin Oswald, Wie realistisch sind die Erwartungen an Citizen Science, in: René Smolarski/Hendrikje Carius/Martin Prell (Hrsg.), *Citizen Science in den Geschichtswis-senschaften. Methodische Perspektive oder perspektivlose Methode?*, Göttingen 2023, S. 23-41.

⁵ Bruno J. Strasser u. a., „Citizen Science“? Rethinking Science and Public Participation, in: *Science & Technology Studies* 32, 2019, S. 52-76, hier S. 62; vgl. auch den Beitrag von Joa-na Gelhart, Christoph Lorke und Tim Zumloh in diesem Heft.

⁶ Andreas Wenninger u. a., Ein- und Ausschließen. Evidenzpraktiken in der Anthropozän-debatte und der Citizen Science, in: Karin Zachmann/Sarah Ehlers (Hrsg.), *Wissen und Begründen. Evidenz als umkämpfte Ressource in der Wissensgesellschaft*, Baden-Baden 2019, S. 31-58, hier S. 54.

⁷ Vgl. Per Hetland/Kim Christian Schroder, The Participatory Turn. Users, Publics, and Au-diencies, in: Ders./Palmyre Pierroux/Line Esborg (Hrsg.), *A History of Participation in Museums and Archives. Traversing Citizen Science and Citizen Humanities*, Abingdon 2020, S. 168-185; Nico Carpentier, Differentiating between Access, Interaction and Parti-cipation, in: *Conjunctions. Transdisciplinary Journal of Cultural Participation* 2, 2015,

ren.⁸ Aus der Frage, welche „Gesellschaft“ am Ende tatsächlich repräsentiert ist, ist deshalb in letzter Zeit eine Diskussion erwachsen, ob man überhaupt von „Citizen Science“ sprechen sollte.⁹

In diesem Beitrag plädiere ich dafür, den Begriff „Citizen Science“ bewusst beizubehalten, aber „Citizen“ dabei nicht, wie es bisher meist der Fall ist, als normativ gesetzte, sondern als analytische Kategorie zu verstehen. Ich möchte der Frage nachgehen, wie Menschen durch die Beteiligung an Forschungsprozessen zu „Citizens“, also „Bürger*innen“ werden, die im weitesten Sinne am gesellschaftlichen und politischen Leben teilhaben. Vor allem der Blick in die Geschichte der modernen Wissenschaften zeigt, dass dieser Perspektivwechsel wichtige Einsichten in das Demokratisierungspotenzial der Citizen Science liefern kann.¹⁰ Aus der Geschichte der Naturwissenschaften im 18. und 19. Jahrhundert ist bekannt, dass beispielsweise geologische, zoologische oder astronomische Forschung für wohlhabende Amateure ein Mittel der sozialen Distinktion war.¹¹ Jenseits der Naturwissenschaften eröffneten sich etwa auf dem Gebiet der Archäologie, der Volkskunde oder der Ethnologie Möglichkeiten, durch Sammlungs- und Reisetätigkeiten den eigenen Bildungsstand zu dokumentieren.¹² Das entspricht auch der Bedeutung, die Wissenschaft im Allgemeinen und wissenschaftliche Gesellschaften im Besonderen für die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft seit dem 19. Jahrhundert hatten. Wer sich daran beteilig-

S. 7-28; Muki Haklay, Participatory Citizen Science, in: Bonn u. a., Citizen Science, S. 52-62.

⁸ Vgl. Irene Eleta u. a., The Promise of Participation and Decision-Making Power in Citizen Science, in: Citizen Science. Theory and Practice 4, 2019, DOI: 10.5334/cstp.171.

⁹ Vgl. Caren B. Cooper u. a., Inclusion in Citizen Science. The Conundrum of Rebranding, in: Science 372, 25.06.2021, S. 1386-1388; M. V. Eitzel u. a., Citizen Science Terminology Matters. Exploring Key Terms, in: Citizen Science. Theory and Practice 2, 2017, DOI: 10.5334/cstp.96.

¹⁰ Vgl. Dana Mahr/Sascha Dickel, Citizen Science Beyond Invited Participation. Nineteenth Century Amateur Naturalists, Epistemic Autonomy, and Big Data Approaches Avant La Lettre, in: History and Philosophy of the Life Sciences 41, 2019, DOI: 10.1007/s40656-019-0280-z.

¹¹ Vgl. Dominik Mahr, Citizen Science. Partizipative Wissenschaft im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, Baden-Baden 2014; Jeremy Vetter, Introduction. Lay Participation in the History of Scientific Observation, in: Science in Context 24, 2011, S. 127-141; Martin Lengwiler, Participatory Approaches in Science and Technology. Historical Origins and Current Practices in Critical Perspective, in: Science, Technology & Human Values 33, 2008, S. 186-200.

¹² Vgl. H. Glenn Penny, The Civic Uses of Science. Ethnology and Civil Society in Imperial Germany, in: Osiris 17, 2002, S. 228-252; Christiane Cantauw/Michael Kamp/Elisabeth Timm (Hrsg.), Figurationen des Laien zwischen Forschung, Leidenschaft und politischer Mobilisierung. Museen, Archive und Erinnerungskultur in Fallstudien und Berichten, Münster 2017.

te, unterstrich damit seinen Anspruch Bürger zu sein.¹³ Das gilt auch für die Erforschung der Stadtgeschichte – und vielleicht sogar in besonderem Maße. Denn wer sich an der lokalen Stadtgeschichtsforschung beteiligte, nahm in der Regel nicht nur Einfluss auf die Repräsentation seiner Stadt, sondern positionierte sich damit auch als Bürger.

Im ersten Teil des Aufsatzes werde ich den von mir vorgeschlagenen Perspektivwechsel im Rückblick auf die Geschichte der Stadtgeschichtsforschung erläutern und erklären, wie der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit mit Ein- und Ausschlussmechanismen der bürgerlichen Gesellschaft zusammenhing. Daran anschließend werde ich im zweiten Teil die wichtigsten historischen Entwicklungslinien skizzieren, in denen sich die bürgerschaftliche Stadtgeschichtsforschung seit dem 19. Jahrhundert bewegte. Einerseits eröffnete die Pluralisierung der Stadtgeschichte im 20. Jahrhundert immer mehr Menschen die Teilhabe, andererseits wuchs mit der Professionalisierung der akademischen Stadtgeschichte auch die Distanz zur wissenschaftlichen Forschung. Deswegen frage ich im abschließenden Teil aus der Perspektive des akademischen Historikers, was der Demokratisierungsanspruch der Citizen Science für die Stadtgeschichte im 21. Jahrhundert bedeuten kann, wenn wir davon ausgehen, dass sich Menschen durch Beteiligung an stadtgeschichtlicher Forschung als Bürger*innen positionieren.

2. Ein- und Ausschließen. Zur sozialen Funktion von Wissenschaftlichkeit jenseits der akademischen Stadtgeschichte

In mancher Hinsicht ist die Geschichte der modernen Stadtgeschichtsforschung seit dem 19. Jahrhundert weitgehend bekannt: Viel ist geschrieben worden über die ideengeschichtlichen Impulse von Max Weber bis zum cultural turn und über Stadtrepräsentationen, welche die lokale Vergangenheit aufgriffen oder gar instrumentalisierten. Meist stehen in diesen Darstellungen akademische Wissenschaftler*innen oder Spitzenvertreter*innen der Kommunen im Mittelpunkt.¹⁴ Genauso bekannt, allerdings kaum systematisch erforscht, ist die Existenz der zahllosen Vereine, Initiativen, informellen Netzwerke und Einzel-

¹³ Vgl. Mitchell G. Ash, Wissenschaftspopularisierung und bürgerliche Kultur im 19. Jahrhundert, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28, 2002, S. 322-334; Andreas W. Daum, *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit, 1848-1914*, München 1998.

¹⁴ Vgl. Dieter Schott, *Stadt in der Geschichtswissenschaft*, in: Christoph Heyl/Harald A. Mieg (Hrsg.), *Stadt. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart 2013, S. 120-147; Adelheid von Saldern (Hrsg.), *Inszenierter Stolz. Stadtrepräsentationen in drei deutschen Gesellschaften (1935-1975)*, Stuttgart 2005; Jochen Guckes/Sandra Schürmann (Hrsg.), *Stadtbilder und Stadtrepräsentationen*, in: *IMS H. 1/2005*, S. 5-10.

kämpfer*innen, die sich mit der lokalen Geschichte befasst haben und auch heute befassen. Diese schwer zu fassende Gruppe – weil in Zielsetzung, Ansprüchen und Institutionalisierungsgrad äußerst heterogen – stellt aber, zumindest zahlenmäßig, die weitaus meisten Akteur*innen der Stadtgeschichtsforschung – vor allem ist sie entscheidend, wenn es um die Frage nach der „Demokratisierung“ geht. Denn in diesem breiten Feld zeigt sich, wie Menschen über die Beteiligung an der Erforschung lokaler Geschichte ein- oder ausgeschlossen wurden und wie sie dadurch ihre Rolle als Bürger oder Bürgerin unterstreichen konnten – oder eben nicht.

Unter den allermeisten gesellschaftlichen Bedingungen konnte sich jede*r Einwohner*in mit der Geschichte der eigenen Stadt beschäftigen – wessen Beiträge aber als relevant galten, hing von sozialen, kulturellen und materiellen Ressourcen ab, die oft ungleich verteilt waren. Neben Faktoren wie persönlichen Beziehungen, einem bestimmten Habitus oder finanziellen Mitteln, um sich im Feld der Stadtgeschichtsforschung engagieren zu können, spielte Wissenschaftlichkeit eine entscheidende Rolle. Denn sie untermauert die „kognitive Dimension“ lokaler Geschichtskultur, der zufolge Behauptungen über die Vergangenheit nicht nur politischen Implikationen und ästhetischen Ansprüchen zu genügen haben, sondern auch als wahr und gültig akzeptiert werden müssen.¹⁵ Der Anschluss an Methoden, Themen oder Interpretationen, aber auch an Institutionen und Netzwerke, die den Anspruch der Wissenschaftlichkeit widerspiegeln, konnte also helfen, um sich mit einem Beitrag zur Stadtgeschichte als Bürger*in zu positionieren.

Wie dabei bestehende Ungleichheiten reproduziert wurden, zeigt sich beispielhaft an den Geschlechterrollen, welche die Stadtgeschichtsforschung lange Zeit zu einem Feld machten, in dem sich männliche Bürger profilierten.¹⁶ Eindrücklich dokumentiert das aktuell laufende Projekt „Beyond Notability“ diesen Zusammenhang für die Londoner Stadt- und Lokalgeschichtsforschung des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Es zielt darauf ab, die vielfältigen Beiträge von Frauen zum Forschungsprozess erstmals sichtbar zu machen und für die Anerkennung zu sorgen, die ihnen zeitgenössisch verwehrt blieb.¹⁷ Denn es

¹⁵ Vgl. Jörn Rüsen, *Lebendige Geschichte. Formen und Funktionen des historischen Wissens*, Göttingen 1989, S. 109-120; Maria Grever/Robbert-Jan Adriaansen, *Historical Culture. A Concept Revisited*, in: Stefan Berger/Maria Grever/Mario Carretero (Hrsg.), *Palgrave Handbook of Research in Historical Culture and Education*, London 2017, S. 73-89.

¹⁶ Vgl. Angelika Schaser/Falko Schnicke, *Wege zu einer Geschlechtergeschichte der Universitäten und Geisteswissenschaften. Forschungsstand und Desiderata*, in: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 20, 2017, S. 27-42; ähnlich zuletzt Yvonne Robel, *Wissenschaftlerin in zweiter Reihe? Hildamarie Schwindrazheim und das Altonaer Museum*, in: *Zeitgeschichte in Hamburg* 2023, S. 79-99.

¹⁷ Vgl. Katherine Harloe/Amara Thornton/James Baker, *On Working with Gender*,

gab durchaus Frauen, die um die Wende zum 20. Jahrhundert zur Londoner Stadtgeschichte forschten, aber sie waren nicht in der Lage, dadurch ihre Rolle als Bürgerinnen zu untermauern. Der Grund lag darin, dass ihre Beiträge nicht als wissenschaftlich eingestuft wurden. Typisch ist etwa das Beispiel von Miss Warrant, deren Geschichte das Projekt „Beyond Notability“ rekonstruiert hat: Sie leistete in den 1920er und 1930er Jahren als „Library-cataloguer“ wichtige Grundlagenarbeit für die Society of Antiquaries of London. Dennoch konnte sich Miss Warrant durch ihren Forschungsbeitrag nicht als Bürgerin profilieren – nicht einmal ihr Vorname schien überlieferungswürdig –, weil ihr Beitrag nicht als wissenschaftlich bewertet wurde.¹⁸

Ein wichtiger Ort des Ein- und Ausschlusses, über den in den letzten Jahren mehrere Studien erschienen sind, ist das Archiv.¹⁹ Das betraf nicht nur die Zugänglichkeit zur historischen Überlieferung, die sozial hochgradig selektiv sein konnte, sondern auch die Frage, welche Geschichte überhaupt gesammelt und bewahrt wurde. In der lokalen Gesellschaft waren es die Stadtarchivar*innen, die „als Gatekeeper auf dem Weg zum ‚Rohmaterial‘ historischer Wissensproduktion“²⁰ fungierten. Bezeichnenderweise wurde diese Funktion zum Teil bis weit in das 20. Jahrhundert von Laien übernommen, insbesondere von Ratsherren, Lehrern, Pfarrern und anderen bildungsbürgerlichen Honoratioren. Sie gewährten Einblick in die Bestände, deren Inventarisierung und Erschließung sie ebenfalls vornahmen.²¹ Da das Quellenstudium eine entscheidende Grundlage der wissenschaftlichen Geschichtsforschung war und ist, ist der Zugang zum Archiv essenziell, um Forschungsbeiträge als wissenschaftlich zu qualifizieren. Diejenigen, die auf institutionell verankerte Archive zurückgreifen konnten und dort Quellen für „ihre“ Themen vorfanden, konnten ihren Forschungsbeiträgen und damit auch ihrer Rolle in der lokalen Gesellschaft Relevanz verleihen. In der Funktion als „Gatekeeper“, die Ratsherren, Lehrer oder Pfarrer einnahmen, wird deutlich, dass die Stadtgeschichtsforschung auf das Engste mit der Idee der Bürgerlichkeit und dem Bürgertum als sozialer Formation verflochten war. Zum einen war die Beteiligung an dieser Forschung geeignet, um die Kenntnis wissenschaftlicher Praxis zu dokumentieren und damit bildungsbürgerliche Ansprüche zu unterstreichen. Zum anderen wurde die Relevanz

<https://beyondnotability.org/database/on-working-with-gender/> [22.04.2024].

¹⁸ Amara Thornton, More Working Lives at the Society of Antiquaries, <https://beyondnotability.org/database/more-working-lives-at-the-society-of-antiquaries/> [22.04.2024].

¹⁹ Vgl. Sina Steglich, Zeitort Archiv. Etablierung und Vermittlung geschichtlicher Zeitlichkeit im 19. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2020; Philipp Müller, Geschichte machen. Historisches Forschen und die Politik der Archive, Göttingen 2019.

²⁰ Katrin Minner, Vom verborgenen Spezial-Wissen zum zugänglichen Wissensort? Von Nutzen und Nutzung kommunaler Archive, in: MSG H. 1/2021, S. 28-45, hier S. 30.

²¹ Vgl. Minner, Spezial-Wissen, S. 33.

stadtgeschichtlicher Forschung als Feld bürgerschaftlicher Distinktion so hoch eingeschätzt, dass auch akademische Historiker regelmäßig eingriffen, um mit ihrer institutionellen Autorität bestimmte Positionen zu stärken, aber auch, um sich selbst als Bürger zu positionieren. Die enge Verklammerung von Stadtgeschichtsforschung und Bürgertum war ambivalent. Sie verfestigte ein enges Verständnis davon, wer Bürger war – in der Regel Männer der höheren sozialen Schichten, die der dominierenden ethnischen Gruppe einer Stadt angehörten. Sie förderte aber auch den Austausch zwischen akademischen und nicht-akademischen Akteuren über Methoden, Quellen und Interpretationen.²²

Wissenschaftlichkeit hat seitdem eine wichtige soziale Funktion – die sie übrigens grundsätzlich auch in der akademischen Forschung hat, wenn auch in etwas anderer Weise.²³ Tätigkeiten, Methoden, Quellenbestände, Institutionen, aber auch Themen und Interpretationen, mit denen Forscher*innen wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen können, dienen dazu, sich gesellschaftlich zu positionieren, auch wenn sie nicht losgelöst von anderen Formen sozialer Ungleichheit zu verstehen sind. Allerdings wandelten sich die Vorstellungen von Wissenschaftlichkeit im Laufe der Zeit. Eine ganze Anzahl von Quellentypen, Institutionen oder Themen, die noch im 19. Jahrhundert wissenschaftliche Ansprüche verbürgt hatten, wurden im 20. Jahrhundert durch andere Relevanzvorstellungen und Zugänge herausgefordert. Mit diesem Wandel veränderte sich auch, wer mit Forschungsbeiträgen zur Stadtgeschichte Anspruch auf bürgerschaftliche Teilhabe geltend machen konnte, wie ich im folgenden Abschnitt zeigen werde.

*3. Entwicklungslinien. Von bildungsbürgerlichen Honoratioren zu „Hobbyhistoriker*innen“*

Die Stadtgeschichte als Feld bildungsbürgerlicher Distinktion erodierte im 20. Jahrhundert in zwei gegenläufige Richtungen: Einerseits setzte eine Pluralisierung ein, im Zuge derer immer mehr Themen und immer breitere Kreise der Bevölkerung Anerkennung fanden. Das betraf etwa die Geschlechterrollen oder den sozialen sowie ethnischen Hintergrund von Forscher*innen und For-

²² Vgl. Georg Kunz, *Verortete Geschichte. Regionales Geschichtsbewußtsein in den deutschen Historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts*, Göttingen 2000; Rosemary Sweet, *The Writing of Urban Histories in Eighteenth-Century England*, Oxford 1997.

²³ Für die Geschichtswissenschaften vgl. etwa Herman Paul (Hrsg.), *How to be a Historian. Scholarly Personae in Historical Studies, 1800-2000*, Manchester 2019; Herman Paul, *Performing History. How Historical Scholarship is Shaped by Epistemic Virtues*, in: *History and Theory* 50, 2011, S. 1-19; Thomas Etzemüller, *Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 2001.

schungsgegenständen. Andererseits hat die Professionalisierung der Geschichtswissenschaften zu einer zunehmenden Distanz zwischen Historiker*innen, die ihre Forschung als akademische Tätigkeit definieren, und jenen, die Stadtgeschichtsforschung als rein bürgerschaftliches Engagement verstehen, geführt. Das aktuell verbreitete Nicht-Verhältnis zwischen Universitäts- und Hobbyhistoriker*innen kann als Ergebnis dieser Entwicklung verstanden werden.

Die Pluralisierung der Stadtgeschichtsforschung wird in der Regel auf die Zeit ab 1970 datiert, aber es gibt durchaus frühere Ansätze. Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts formierte sich beispielsweise eine Strömung in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, die der bis dahin rein bürgerlich besetzten Stadtgeschichts- und Heimatforschung eine eigene Perspektive entgegensetzte. Arbeiter*innen sollten ihren Anspruch auf Teilhabe an der lokalen Geschichte und damit ihren Status als Bürger*innen einfordern – und zwar, indem sie in diesem Feld forschten. Dabei orientierten sie sich an wissenschaftlichen Praktiken, einschließlich des Quellenstudiums und der Publikation von Forschungsergebnissen. Sie erweiterten dadurch nicht nur das Spektrum an Themen, für die sie historische Relevanz geltend machten, wie etwa Arbeitserfahrungen in Industrie und Handwerk. Sie etablierten auch neue Quellentypen, wie Lebenserinnerungen, und schufen einen institutionellen Rahmen für ihre Forschung, der in den 1920er Jahren auch eine gewisse Bedeutung für die Integration von Arbeiter*innen als Bürger*innen der Weimarer Republik erlangte.²⁴

Eine weitreichende Pluralisierung setzte in der Stadtgeschichte aber erst in den 1970er Jahren ein.²⁵ Prominent, und bereits vergleichsweise gut erforscht, sind die Geschichtswerkstätten, die oftmals einen stadtgeschichtlichen Schwerpunkt hatten.²⁶ Ihre Arbeit und die damit verbundenen Konzepte wie die „All-

²⁴ Vgl. Anna Strommenger, *Zwischen Herkunft und Zukunft. „Heimat“ in der Sozialdemokratie vom späten Kaiserreich zur Weimarer Republik*, Göttingen 2023.

²⁵ Vgl. Katrin Minner, *Public History als Pluralisierung regionaler Geschichte*, in: *Westfälische Forschungen* 69, 2019, S. 1-27; Dieter Schott, *Die Geschichte der Bundesrepublik als Stadtgeschichte erzählen*, in: Frank Bajohr u. a. (Hrsg.), *Mehr als eine Erzählung. Zeitgeschichtliche Perspektiven auf die Bundesrepublik*, Göttingen 2016, S. 159-174.

²⁶ Vgl. Sebastian Haumann/Dieter Schott, *Alternative Blicke auf die eigene Stadtgeschichte. Geschichtswerkstätten und die Pluralisierung lokalen Geschichtswissens in den 1980er Jahren*, in: *MSG H.* 1/2021, S. 46-68; Adelheid von Saldern, *Stadtgedächtnis und Geschichtswerkstätten*, in: *WerkstattGeschichte* 50, 2008, S. 54-68; Etta Grotrian, *Vorgeschichte, Vorbild oder Sackgasse? Zur Historisierung der „neuen Geschichtsbewegung“ der Bundesrepublik der späten 1970er und 1980er Jahre*, in: *WerkstattGeschichte* 75, 2018, S. 15-24; Jenny Wüstenberg, *„Vom alternativen Laden zum Dienstleistungsbetrieb“ - The Berliner Geschichtswerkstatt. A Case Study in Activist Memory Politics*, in: *German Studies Review* 32, 2009, S. 590-618; Lena Langensiepen, *„...die Zeit war reif, Geschichtswerkstätten zu machen“*. Eine „neue Geschichtsbewegung“ in Hamburg in den 1980er

tagsgeschichte“ stellten eine neue Verknüpfung zwischen wissenschaftlicher und bürgerschaftlicher Stadtgeschichtsforschung her. Neu war vor allem, dass die beteiligten Akteur*innen Forschung nicht mehr nur – wie ihre Vorgänger im 19. Jahrhundert – dazu nutzten, sich selbst innerhalb der bürgerlichen Stadtgesellschaft zu positionieren. Vielmehr verfolgten sie das Ziel, soziale Gruppen in den Forschungsprozess einzubeziehen, die bis dahin in der Stadtgeschichte keinen Platz hatten – weder als Untersuchungsgegenstand noch als Forscher*innen. Allen voran waren dies Arbeiter*innen, Frauen und die im Nationalsozialismus vernichteten jüdischen Gemeinden, später auch Migrant*innen. Um diesen Gruppen – im wahrsten Sinne des Wortes – eine Stimme zu geben, entstanden neue Forschungsmethoden, wie die Oral History, und es wurden bis dahin unzugängliche Quellen zusammengetragen, insbesondere in den seitdem eigens eingerichteten Archiven zur Frauen- und Migrationsgeschichte.²⁷ Die wissenschaftliche Erforschung der lokalen Vergangenheit sollte dem Anspruch nach immer auch die Position der Beteiligten als Bürger*innen in der Stadtgesellschaft verbessern.

Parallel dazu setzte auch ein institutioneller Wandel ein, der zwar wesentlich von den Akteur*innen aus dem Umfeld der Geschichtswerkstätten mitgetragen wurde, aber entscheidende Impulse aus anderer Richtung erhielt. Zum einen ist hier die Kulturpolitik der Kommunen zu nennen, die in den 1970er Jahren unter dem Schlagwort der „Demokratisierung“ gezielt auch das Feld der Stadtgeschichte erweitert hat.²⁸ Das machte sich beispielsweise in den Stadtarchiven bemerkbar, die sich „zu einem zugänglichen Wissensort für plurale Nutzer*innen und Nutzungsinteressen“²⁹ entwickelten. Zum anderen haben sich mit den disziplinären Entwicklungen in der Geschichtsdidaktik und Public His-

Jahren, in: *Zeitgeschichte in Hamburg 2017/2018*, S. 54-65.

²⁷ Vgl. Regina Göschl/Jan Niklas Kirstein, *HerStory – Frauen machen (Regional-)Geschichte. Geschlecht, Geschichtskultur und Raum am Beispiel des Lippischen Frauengeschichtsladens e.V.*, in: *Westfälische Forschungen* 69, 2019, S. 179-194; Manuel Gogos, *Das Gedächtnis der Migrationsgesellschaft DOMiD. Ein Verein schreibt Geschichte(n)*, Bielefeld 2021; Annette Leo/Franka Maubach (Hrsg.), *Den Unterdrückten eine Stimme geben? Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk*, Göttingen 2013; Andrea Althaus, *Perfect Match? Zum Zusammenspiel von Oral History und Citizen Science*, in diesem Heft.

²⁸ Vgl. Karl Ditt, *Die Kulturpolitik des Deutschen Städtetages 1947-2010*, in: Ders./Cordula Obergassel (Hrsg.), *Vom Bildungsideal zum Standortfaktor. Städtische Kultur und Kulturpolitik in der Bundesrepublik, Paderborn 2012*, S. 335-369; Manfred Kittel, *Das Frankfurter Modell kommunaler Kulturpolitik. Anspruch und Wirklichkeit einer „Demokratisierung“ der Gesellschaft*, in: Udo Wengst (Hrsg.), *Reform und Revolte. Politischer und gesellschaftlicher Wandel in der Bundesrepublik Deutschland vor und nach 1968*, München 2011, S. 61-74.

²⁹ *Minner, Spezial-Wissen*, S. 29.

tory zahlreiche Projekte etabliert, welche die Beteiligung an Forschungsprozessen im lokalen Kontext fördern.³⁰ Zu denken ist hier beispielsweise an den 1973 eingeführten Schülerwettbewerb „Deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten“.³¹ Der Anspruch an die Wissenschaftlichkeit nahm in diesem Kontext jedoch zugunsten einer didaktisierten Geschichtsvermittlung tendenziell ab.³²

Insgesamt trug vor allem die Professionalisierung der akademischen Geschichtsforschung im 20. Jahrhundert paradoxerweise zu einem allmählichen Bedeutungsverlust der Wissenschaftlichkeit für die bürgerschaftliche Stadtgeschichtsforschung bei. Neben institutionellen und sozialen Aspekten spielte vor allem das Entstehen eines Selbstbilds professioneller Historiker*innen eine Rolle, das sich über die Abgrenzung zu populären und bürgerschaftlichen Formen der Geschichtsforschung definierte.³³ Die Folgen der Distanzierung waren weitreichend und veränderten die Stadtgeschichtsforschung auf beiden Seiten.

Das Interesse professioneller Historiker*innen, sich an bürgerschaftlicher Stadtgeschichtsforschung zu beteiligen, nahm im 20. Jahrhundert ab – auch wenn sich mit den Geschichtswerkstätten eine starke Gegenströmung entwickelte. Denn bürgerschaftliche Forschung schien den disziplinären Objektivitätsansprüchen zuwiderzulaufen und galt daher zunehmend als Ausweis unwissenschaftlichen Arbeitens. Stattdessen konstituierte sich die akademische Stadtgeschichte als Feld, das in Anlehnung an die Sozialgeschichte auf überlokale Strukturzusammenhänge abzielte und theoriegeleitet arbeitete.³⁴ Das implizierte oftmals die Vorstellung, dass nicht-akademische Forschung methodisch und hinsichtlich des Erkenntnisgewinns beschränkt sei. Vor allem aber richtete sich das professionelle Selbstverständnis dagegen, sich über die Erforschung der lokalen Vergangenheit als Bürger*in zu positionieren. Genau diese Funktion der stadtgeschichtlichen Forschung schien sie anfällig für politische

³⁰ Vgl. Martin Lücke/Irmgard Zündorf, Einführung in die Public History, Göttingen 2018, S. 17 f.

³¹ Vgl. Anke John, Lokal- und Regionalgeschichte, Methoden historischen Lernens, Frankfurt am Main 2018, S. 31 f.; Anke John, Stadtgeschichte als forschend-entdeckendes Lernen und Citizen Science, in diesem Heft.

³² Vgl. Haumann/Schott, Blicke.

³³ Vgl. Stefan Berger, Professional and Popular Historians. 1800-1900-2000, in: Barbara Korte/Sylvia Paetschek (Hrsg.), Popular History Now and Then. International Perspectives, Bielefeld 2012, S. 13-29; Rolf Torstendahl, The Rise and Propagation of Historical Professionalism, New York 2015; Gabriele Lingelbach, The Institutionalization and Professionalization of History in Europe and the United States, in: Stuart Macintyre/Juan Maignushca/Attila Pók (Hrsg.), The Oxford History of Historical Writing, Bd. 4: 1800-1945, Oxford 2011, S. 78-96.

³⁴ Vgl. Sebastian Haumann, Zwischen „Krise der Stadt“ und Sozialgeschichte. Auf dem Weg zur Modernen Stadtgeschichte, 1960-1975“, in: MSG H. 2/2020, S. 10-24.

Instrumentalisierung zu machen und den wissenschaftlichen Anspruch auf Objektivität zu konterkarieren. So richtete sich etwa die bekannte Polemik des Gesellschaftshistorikers Hans-Ulrich Wehlers gegen die „Barfußhistoriker“³⁵ vordergründig gegen die Geschichtswerkstätten, aber eigentlich gegen jede Art von bürgerschaftlicher Geschichtsforschung.

Darüber wie sich die bürgerschaftliche Stadtgeschichtsforschung jenseits von Geschichtswerkstätten und emanzipatorischen Initiativen zur Professionalisierung verhält, ist bisher kaum etwas bekannt. Während große Vereine, wie der Verein für Hamburgische Geschichte, an die Entwicklungen der akademischen Stadtgeschichte anknüpfen,³⁶ gilt das für viele kleine lokale Geschichtsvereine nicht. Gerade vor dem Hintergrund des erneuerten allgemeinen Interesses an Geschichte seit den 1970er Jahren, ist es ein Forschungsdesiderat, solche „traditionellen“ Akteur*innen der Stadtgeschichtsforschung stärker in den Blick zu nehmen.³⁷ Denn mit dem breiteren gesellschaftlichen Interesse, so ist zu vermuten, veränderte sich auch die soziale Zusammensetzung und vor allem das Selbstverständnis der Forschenden in den zahllosen lokalgeschichtlichen Gruppen. Die Renaissance von Begriffen wie „Heimat“ könnte hierfür ein Indikator sein.³⁸ Möglicherweise liegt darin auch die Ursache für die aktuelle Entfremdung zwischen akademischer und „konventioneller“ Lokal- und Stadtgeschichtsforschung. In jedem Fall ist aber zu konstatieren, dass hier ein Forschungsfeld entstanden ist, das für die Beteiligten weiterhin wichtig ist, um ihre Rolle als Bürger*innen zu untermauern, das aber im Wesentlichen unabhängig von der professionellen Geschichtswissenschaft mit ihren Wissenschaftlichkeitsansprüchen existiert.

Aus den hier skizzierten Entwicklungslinien zwischen Pluralisierung und Professionalisierung ergibt sich eine recht komplexe Gemengelage, welche die stadtgeschichtliche Forschung heute charakterisiert. Während einerseits immer mehr Menschen teilhaben können und diese Teilhabe auch vielfach institutionell gefördert wird, scheint die Bedeutung der Wissenschaftlichkeit ten-

³⁵ Hans-Ulrich Wehler, Barfußhistoriker - woher sie kommen und was sie wollen, in: Die Zeit, 02.11.1984.

³⁶ Vgl. Sebastian Husen, Vaterstädtische Geschichte im republikanischen Stadtstaat. Studien zur Entwicklung des Vereins für Hamburgische Geschichte (1839-1914), Hamburg 1999; Winfried Speitkamp, Geschichtsvereine, Landesgeschichte, Erinnerungskultur, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins 88, 2003, S. 181-204; Werner Freitag/Wilfried Reininghaus (Hrsg.), Westfälische Geschichtsbaumeister. Landesgeschichtsforschung und Landesgeschichtsschreibung im 19. und 20. Jahrhundert, Münster 2015.

³⁷ Vgl. Knud Andresen, Wo ist der Großstädter zuhause? Hamburger Stadtteilgeschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Zeitgeschichte in Hamburg, 2021, S. 13-34.

³⁸ Vgl. Marko Demantowsky, Public History auf Abwegen. Neue Heimatgeschichte, in: Merkur 72:833, 2018, S. 30-44.

denziell abgenommen zu haben. In vielen Projekten, die aus dem Kontext der Geschichtswerkstätten, der Public History oder der Geschichtsdidaktik kommen, wird Teilhabe zwar affirmativ als Ziel benannt, aber in der Regel eher als Problem der Geschichtsvermittlung als der Geschichtsforschung verstanden. Unterdessen öffnen sich traditionellere Formen bürgerschaftlicher Stadtgeschichtsforschung ebenfalls gegenüber der Idee, Teilhabemöglichkeiten zu erweitern, aber hier ist eine gewisse Entfremdung von den Prinzipien der Wissenschaftlichkeit zu beobachten, welche die professionelle Geschichtswissenschaft für sich in Anspruch nimmt. Auf diese Gemengelage trifft nun das Konzept der Citizen Science, in der die Teilhabe von Bürger*innen und wissenschaftliche Forschung neu zusammengedacht werden.

*4. Schlussfolgerungen. Citizen Science und ihre Bürger*innen*

Aus der Geschichte der Stadtgeschichte wird deutlich, dass die Beteiligung an Forschungsprozessen keineswegs automatisch zu „Demokratisierung“ – im Sinne einer Erweiterung von gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten – führt. Weil eben nicht alle Menschen gleichberechtigt als Bürger*innen an Forschung teilhaben, lohnt es, die Perspektive umzukehren und zu fragen, wie eigentlich die Beteiligung an Forschungsprozessen Bürger*innen hervorbringt. Für das Feld der Stadtgeschichte entsteht daraus ein spannendes Bild der Möglichkeiten, Herausforderungen und Grenzen von Citizen Science, über die ich im Folgenden aus der Perspektive des akademischen Historikers reflektieren möchte. Auf der einen Seite eröffnen die Pluralisierungstendenzen der letzten Jahrzehnte mehr Menschen die Chance, sich als Bürger*innen zu positionieren. Hier haben die zahllosen zivilgesellschaftlichen Initiativen, aber auch kommunale Institutionen und Geschichtsvereine Wichtiges geleistet. Auf der anderen Seite stellt sich die Frage, welche Bedeutung dabei dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit heute noch zukommt und was das für akademische Historiker*innen bedeutet.

Ich plädiere dafür, den Perspektivwechsel auf „Demokratisierung“, den ich hier skizziert habe, konsequent zu Ende zu denken. Denn die Ratlosigkeit und zum Teil explizite Ablehnung gegenüber der Citizen Science rührt daher, dass akademische Historiker*innen den Demokratisierungsanspruch in der Regel auf die Wissenschaft beziehen. Dann erscheint Citizen Science als Herausforderung, die die Autonomie der Wissenschaft infrage stellt und jede Menge epistemischer Probleme aufwirft, wenn man die Idee der gleichberechtigten Teilhabe umsetzen wollte – oder überhaupt für die ganze Breite der Gesellschaft umsetzen könnte.³⁹ Wenn man demgegenüber die soziale Funktion der Forschung in

³⁹ Vgl. besonders pointiert dazu Rüdiger Graf, *Zeitgeschichte neurodivers? Standpunkte* p. 15.

den Mittelpunkt stellt, zeigt sich, dass Wissenschaftlichkeit Menschen auch in ihrer Rolle als Bürger*innen stärken kann – also, dass „Science“ den „Citizen“ qualifiziert. Der Blick in die Geschichte der bürgerschaftlichen Stadtgeschichtsforschung demonstriert, dass das durchaus ein lohnendes und realistisches Ziel von Citizen Science sein kann.

Aber inwieweit geht es dabei dann überhaupt noch um Geschichtswissenschaft? Worin könnte der Mehrwert von wissenschaftlichen Methoden, Theorien und Forschungspraktiken für die „Demokratisierung“ der Gesellschaft liegen? Das sind, wie ich oben gezeigt habe, keineswegs neue Fragen im Feld der Stadtgeschichte, aber sie stellen sich auf neue Weise. Sicherlich ist hier an die vielen Erfahrungen der Public History und der Geschichtsdidaktik anzuknüpfen, die wertvolle konzeptionelle und methodische Antworten liefern.⁴⁰ So wurde zum Beispiel im Zusammenhang mit der Debatte um die „Angewandte Geschichte“ gefordert, „die Methoden und Theorien der kompetenzorientierten Geschichtsdidaktik so zu nutzen, dass in der Öffentlichkeit reflektierter und selbstreflexiver mit Geschichte umgegangen wird“.⁴¹ In der Tat können Historiker*innen mit entsprechender Ausbildung und institutioneller Anbindung Wissenschaftlichkeit auf diese Weise als soziale Ressource zugänglich machen, um Teilhabe zu ermöglichen.

Genauso wichtig ist es, über die Weiterentwicklung der Kompetenzen akademischer Historiker*innen nachzudenken. Neben die wissenschaftlichen Kompetenzen, die unabdingbar bleiben, müssen andere, soziale Kompetenzen treten, über die bisher kaum systematisch reflektiert wird. Derzeit wird im Zusammenhang mit Citizen Science zwar viel über den angemessenen Umgang mit digitalen Methoden gesprochen – und in der Tat bieten digitale Tools viele Möglichkeiten, Menschen einzubeziehen, die es im 19. Jahrhundert oder auch noch in den 1980er Jahren so nicht gab.⁴² Aber grundlegender scheint mir die Fähigkeit, den kritischen, aber respektvollen evidenzbasierten Austausch in heterogenen Gruppen zu fördern – unabhängig davon, ob digitale Methoden zum Einsatz kommen oder nicht. Es geht darum, unterschiedliche Perspektiven zusammenzubringen und divergierende Interpretationen quellenbasiert und mit

temologie und (geschichts-)wissenschaftliche Kommunikation, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 19, 2022, S. 109-127.

⁴⁰ Vgl. Jens Aspelmeier/Wolfhart Beck/Philipp Erdmann, *Archiv.macht.Demokratie. Demokratiebildung durch forschend-entdeckendes Lernen im Archiv*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 73, 2022, S. 245-259; John, *Lokal- und Regionalgeschichte*.

⁴¹ Felix Ackermann u. a., *Diskussion Angewandte Geschichte. Ein neuer Ansatz?*, in: *Docu-pedia-Zeitgeschichte*, 2011, DOI: 10.14765/ZZF.DOK.2.310.V1.

⁴² Vgl. Hendrikje Cariua/Martin Prell/René Smolarski (Hrsg.), *Kooperationen in den digitalen Geisteswissenschaften gestalten. Herausforderungen, Erfahrungen und Perspektiven*, Göttingen 2020.

Blick auf den Forschungsstand im Dialog abzuwägen. Aktives Zuhören gehört hierbei ebenso dazu wie die Fähigkeit, unterschiedliche Interessen und Beobachtungen kreativ zu kombinieren sowie zwischen lokalen Entdeckungen und abstrakten Erklärungen zu vermitteln. Akademische Historiker*innen sind aufgefordert, ihre Forschungspraktiken so zu adaptieren, dass sie zugleich auch gezielt eine soziale Funktion im Sinne der „Demokratisierung“ erfüllen, ohne dabei wissenschaftliche Autorität aufzugeben.

Wenn Stadtgeschichte zugleich ein wissenschaftliches Feld als auch ein Feld sozialer Beziehungen ist, sollte sich das auch in der Umsetzung von Citizen Science Projekten widerspiegeln. Ob die derzeitigen institutionellen Rahmenbedingungen der akademischen Forschung – von Befristungen bis zu Evaluationskriterien – überhaupt geeignet sind, um solche Ansätze zu verwirklichen, sei dahingestellt. Möglicherweise könnte hier die Zusammenarbeit mit den Kommunen, die nicht nur kultur- und bildungspolitische, sondern auch sozialpolitische Aufgaben haben, Möglichkeiten im Sinne der „sozialen Innovation“⁴³ eröffnen. Hierfür förderungsfähige Konzepte zu entwickeln, wäre aus meiner Sicht eine wichtige Aufgabe, um einen tragfähigen institutionellen Rahmen für Citizen Science in der Stadtgeschichtsforschung zu entwickeln. Außer Zweifel steht indes, dass die Stadtgeschichte ein äußerst beliebtes und reiches Feld bürgerschaftlicher Betätigung ist. Der Rückblick auf die Geschichte der Stadtgeschichtsforschung zeigt deutlich, wie wichtig die soziale Funktion stadtgeschichtlicher Forschung ist und welche Bedeutung der Wissenschaftlichkeit darin zukommen kann. Deswegen eignet sich die Stadtgeschichte sowohl für die historiografische Reflexion, um Fragen rund um das Konzept der Citizen Science zu diskutieren, als auch als Experimentierfeld für neue Formen partizipativer Forschung.

Sebastian Haumann, Prof. Dr., ist Professor für Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte an der Paris Lodron Universität Salzburg. Seine Forschungsschwerpunkte liegen auf der Stadtgeschichte sowie der Geschichte von Rohstoffen. Im Bereich der Stadtgeschichte hat er vor allem zu städtischen Protestbewegungen und zur Stadt- und Umweltgeschichte publiziert, in den vergangenen Jahren zudem zu Methoden der Citizen Science.
sebastian.haumann@plus.ac.at

⁴³ Eglė Butkevičienė u. a., Citizen Science Case Studies and Their Impacts on Social Innovation, in: Vohland u. a., Science, S. 309-329.